



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knapp, Theodor: Die schwachen Seiten von Kriegsbündnissen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Da er sich dabei durch Kenntniss, Darstellungsgabe und anfänglich auch durch Parteilosigkeit auszeichnete, erwarb er sich viele Freunde und bedeutenden Einfluß, der fortwährend zunahm, als die Démocratie pacifique fortfuhr, der Regierung die Berücksichtigung, Hebung und Besserung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände bei jeder Angelegenheit zu empfehlen und andererseits die friedliche Entwicklung der Dinge als den einzig wahren und möglichen Weg zu bezeichnen. Seit dieser Zeit überwog die publizistische Thätigkeit der Fourieristen die systembildende bei weitem, man arbeitete weniger als früher an der Theorie und ihren Spitzfindigkeiten und desto mehr an praktischen Fragen, und je bereitwilliger man die Schulphilosophie den Thatfachen anpaßte und dem Erreichbaren nachstrebte, desto mehr Ansehen gewann man im Publikum.

Considerants Blatt war das erste, das bei der Revolution von 1848 die Arbeiterfrage anregte, die wichtiger war als die Frage, ob Monarchie oder Republik. Nach den Februartagen aber beteiligte sich Considerant in grellem Widerspruche mit dem Titel seiner Zeitung und dem ursprünglichen Charakter der Lehre, deren Apostel er war, an dem von Ledru-Rollin veranlaßten Versuche, die neue Regierung gewaltsam zu stürzen. Es mißlang, und mit der Flucht Considerants hörte das Organ der Schule auf, zu erscheinen. Die Schule selbst aber löste sich nicht auf, sondern büßte nur auf lange Zeit ihre Leitung und alle Aussicht ein, ihre Pläne in Frankreich verwirklicht zu finden. Doch fand sie einigen Trost in dem Umstande, daß mehrere in Amerika unternommene Versuche, Sozialistengemeinden im Stile Fouriers zu gründen, nicht ohne Erfolg blieben. Die plötzliche Verwandlung Considerants in einen Revolutionsmann giebt zu denken. Am Ende sind sie alle so beschaffen, diese harmlosen Sozialisten.



Die schwachen Seiten von Kriegsbündnissen

Von Theodor Knapp

(Schluß)



Es ergibt sich klar aus den angeführten Beispielen, daß die Verbindung zweier oder dreier Mächte zum gemeinsamen Angriffe gegen einen gemeinsamen Feind weder die Aussichten des Angreifers noch die Gefahr des Angegriffenen ohne weiteres verdoppelt oder verdreifacht. Die Vermehrung der Zahl erhält ein Gegengewicht an der Schwierigkeit der Verständigung zwischen den verschiedenen Heerführern, die nicht einem einheitlichen Willen gehorchen, sondern von ver-

schiednen Punkten her ihre Weisungen erhalten. Dabei ist die Möglichkeit eines völligen Bruches zwischen den verbündeten Mächten noch gar nicht in Rechnung gezogen. Und doch, wie nahe liegt diese Gefahr! Wie leicht ist es möglich, daß die Verhältnisse sich ändern, die zum Abschluß des Bündnisses geführt haben, und daß dann diese oder jene Macht sich versucht fühlt, ja vielleicht gezwungen sieht, die gemeinsame Sache zu verlassen und den eignen Vorteil auf Kosten der andern oder doch ohne Rücksicht auf sie zu verfolgen!

Freilich nur als eine Ausnahme, nicht als die Regel wird man ein so schmachvolles Verhalten gelten lassen wie das, wodurch sich England im siebenjährigen Krieg entehrt hat. Damals hatte sich Georg II. mit Friedrich verbündet, um sein deutsches Land Hannover, den angestammten Besitz seines Hauses, mit preußischer Hilfe gegen die Franzosen zu verteidigen. Geführt von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, hatten die englischen Söldner, größtenteils Deutsche von Geburt, bei Krefeld und bei Minden herrliche Siege erfochten; und was noch mehr war als dieser unmittelbare Erfolg, die Franzosen hatten so viel Kraft auf den Krieg in Deutschland verwenden müssen, daß es ihnen unmöglich gewesen war, in Ostindien, in Nordamerika, in Westafrika sich gegen die Engländer zu behaupten. Nun starb aber Georg II., und sein Nachfolger Georg III. verfiel bald ganz und gar dem Einfluß eines beschränkten Hofmannes, des Lords Bute, dessen Lösung war: Friede um jeden Preis. So lange das verbündete Preußen im Vorteil, so lange die englischen Heere überall siegreich waren, konnte er nicht hoffen, daß auch das englische Volk seine Friedenssehnsucht rückhaltlos teilen und die Bedingungen billigen würde, die er den Gegnern, Frankreich und Spanien, einzuräumen geneigt war. Darum sehen wir ihn, den englischen Minister, bemüht, die Lage für England und seine Verbündeten ungünstiger zu gestalten. Er arbeitet Friedrich insgeheim entgegen, wo er kann; ja er beschwört im Vertrauen die französische Regierung, doch mit größerem Nachdruck in Deutschland vorzugehen und wo möglich dem Heere des Prinzen von Braunschweig einige Verluste beizubringen, damit das englische Parlament dem Frieden günstiger gestimmt werde. Diese Hinterlist des falschen Freundes hätte für Friedrich verhängnisvoll werden müssen, wenn nicht zu seinem Glück auch die Verbindung seiner Gegner gesprengt worden wäre durch den Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland, deren Nachfolger, Peter III., ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, sofort Frieden und Freundschaft mit ihm schloß.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so niederträchtig, hatte sich England übrigens auch schon fünfzig Jahre vorher im spanischen Erbfolgekriege benommen. Lange Zeit kämpften damals kaiserliche und englische Heere Seite an Seite und vereitelten durch eine Reihe glänzender Siege den Plan der Weltherrschaft, dem Ludwig XIV. ein langes, thatenreiches Leben gewidmet hatte. So lange die Gemahlin des englischen Heerführers, des Herzogs von

Marlborough, das Vertrauen der Königin Anna genoß, so lange seine Freunde und Gesinnungsgenossen auf den Ministerstühlen saßen, blieb das Waffenbündnis unangetastet. Aber kirchliche und staatliche Beschwerden, Schuldenlast und Steuerdruck führten einen Umschwung in England herbei, der, lange vorbereitet, durch ein persönliches Zerwürfniß zwischen der Königin und der stolzen Herzogin Marlborough beschleunigt wurde. Die neuen Minister brauchten den Frieden schon deshalb, weil sie nur so ihren verhaßten Gegner, den siegreichen Feldherrn, los werden konnten. Überdies hatte England erreicht, was es irgend verlangen konnte: Gibraltar und Minorca, große Gebiete in Nordamerika, dazu, was für dieses Kaufmannsvolk schon damals besonders schwer ins Gewicht fiel, die Aussicht auf günstige Handelsverträge mit Frankreich und Spanien. Daß die Engländer unter diesen Umständen keine Lust hatten, zu Gunsten des Hauses Österreich einen Krieg fortzusetzen, der zwar reiche Vorbeeren brachte, aber auch schwere Opfer auferlegte, das war ihnen an sich nicht zu verargen. Aber die Art ihres Vorgehens widersprach doch jedem Gefühl des Anstandes und der Ehrlichkeit. Ohne daß Graf Gallas, der kaiserliche Botschafter in London, ein Wort davon erfuhr, wurden insgeheim Friedensverhandlungen mit Frankreich angeknüpft; längst war ein Friedenskongreß mit dem Gegner verabredet, ehe dem Bundesgenossen die ersten Andeutungen über die Notwendigkeit eines solchen Schrittes gemacht wurden.

So verständigte sich 1696 Viktor Amadeus von Savoyen insgeheim mit den Franzosen und trat von dem großen europäischen Bündnis gegen Ludwig XIV. zurück, sodaß die französischen Heeresabteilungen, die bisher mit ihm gefochten hatten, jetzt in den Niederlanden und in Katalonien gegen seine frühern Verbündeten verwendet werden konnten. Ehre seinem Nachkommen, dem König Viktor Emanuel von Italien, daß er eine ähnliche Versuchung, die im Jahre 1866 auch an ihn herantrat, siegreich überwunden hat!

Im österreichischen Erbfolgekriege verließ 1742 Preußen, 1745 Baiern das Bündnis gegen Österreich, der preußische König, nachdem er sein nächstes Ziel, die Erwerbung Schlesiens, erreicht, der bairische Kurfürst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Fortsetzung des Krieges ihm keinen Gewinn, sondern nur Gefahr und Vernichtung bringen könne.

Im ersten Koalitionskriege konnte Kaiser Franz endlich im Jahre 1796 auf die Ankunft eines längst versprochenen russischen Hilfsheeres rechnen. Da starb die Kaiserin Katharina; ihr Nachfolger Paul hatte zunächst keine Lust, in den Krieg mit Frankreich einzutreten, und Österreichs Hoffnung war vernichtet. Am zweiten Koalitionskriege beteiligte sich Paul mit der ganzen Hitze seines leidenschaftlichen Wesens. Aber die früher berührten Zerwürfnisse zwischen seinem Feldherrn Suwaroff und dem Wiener Hofe, die Mißerfolge, die nach einem so glänzenden Anfange der Mangel einer einheitlichen Leitung am Ende herbeiführte, erbitterten ihn so, daß er mitten im Kriege sein Heer

zurückrief und seine Verbündeten allein weiterkämpfen ließ. Ja noch mehr, aus einem glühenden Hasser der französischen Revolution wurde er ein begeisterter Bewunderer ihres Vändigers Bonaparte; und wenn nicht der Tod, der Mord dazwischengetreten wäre, so hätten schon damals Rußland und Frankreich im Bunde den Kampf mit Europa aufgenommen.

Das bekannteste Beispiel für die Sprengung einer Koalition und den Rücktritt eines Verbündeten ist der Friede von Basel, den Preußen 1795 mit Frankreich abschloß. Man hat auf diesen Frieden schwere Anklagen gegen Preußen begründet, hat ihm Treubruch und Charakterlosigkeit und dazu politische Kurzsichtigkeit vorgeworfen. Man hat dabei nicht in Rechnung gezogen, daß Preußen von dem verbündeten Kaiser Franz in der polnischen Angelegenheit auf die unverantwortlichste Weise hintergangen und geschädigt worden war; man hat nicht bedacht, daß bei dem gegenseitigen Mißtrauen, bei der Eiferfucht und Uneinigkeit der Verbündeten die Fortführung des Krieges keinen Erfolg versprechen konnte; man hat übersehen, daß Preußen sich vergeblich bemüht hatte, Osterreich zur gemeinsamen Verhandlung über einen gemeinsamen Frieden zu bestimmen, der damals ohne allen Zweifel unter annehmbaren Bedingungen hätte zu stande gebracht werden können. Man ist gewohnt, den Frieden von Basel in der Beleuchtung der Schlachten bei Jena und Auerstädt zu sehen, als ob der damalige Rücktritt von dem gemeinsamen Kriege, und nicht vielmehr die spätere Versäumnis der Kriegsbereitschaft, die unzeitige Sparsamkeit der Regierung auf Kosten des Heeres, die fast planmäßige Ermordung alles kriegerischen Geistes, die weltbürgerliche Vaterlandslosigkeit der gebildeten Stände, endlich die unentschlossene Schwäche des Königs das Verderben des Staates herbeigeführt hätten. Der Friede an sich war eine politische Notwendigkeit, wenn auch der Gang der Verhandlungen im einzelnen einen beklagenswerten Mangel an Widerstandskraft auf preußischer Seite verrät.

Am wenigsten konnte sich Osterreich über Preußens Verhalten beklagen, seitdem es sich zwei Jahre nachher, im Frieden von Campo Formio, gleichfalls von seinem Verbündeten, von England, getrennt hatte, sobald ihm die Möglichkeit eines vorteilhaften Friedens nahegetreten war, eines Friedens, der in ganz anderm Maße als der von Basel auf Kosten des deutschen Reiches gegangen ist.

Wahrhaft glänzend aber hebt sich der Basler Friede von dem dunkeln Hintergrunde des Friedens von Tilsit ab. Preußen hatte doch wenigstens seinen nächsten Nachbarn und Bundesgenossen, den norddeutschen Ländern, Sicherheit gegen die Angriffe der Franzosen verbürgt. Dagegen sah Kaiser Alexander von Rußland die Zertrümmerung des verbündeten Preußens ruhigen Auges mit an, ließ den Herzensfreund im Stich, dem er einst über dem Grabe Friedrichs des Großen ewige Treue geschworen, dem er noch drei Monate zuvor feierlich zugesagt hatte, daß er mit ihm stehen und fallen wolle; ja

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

er scheute sich nicht, aus der Hand seines neuen Freundes Napoleon ein Stück preussischen Landes als Geschenk anzunehmen und sich dieses erniedrigenden Gewinnnes in einem Armeebefehl auch noch öffentlich zu rühmen.

Doch es ist ja möglich — die Geschichte zeigt es —, daß alle diese Schwierigkeiten überwunden werden, daß die Koalitionsheere glänzende, entscheidende Siege ersechten, sei es getrennt wie bei Turin, bei Ramillies, sei es gemeinsam wie bei Höchstedt, bei Leipzig, bei Waterloo; es ist möglich, daß die Koalition bestehen bleibt bis zum gemeinsamen Friedensschluß. Aber mit der Friedensverhandlung erhebt sich eine neue Gefahr. Ist es möglich, eine Lösung zu finden, die alle verbündeten Mächte in gleicher Weise befriedigt? Ist nicht zu befürchten, daß jetzt wenigstens jeder nur auf seinen Vorteil bedacht ist und den andern gleichgiltig beiseite setzt, weil er ihn nicht mehr braucht, oder ihn gar mit mißgünstigen Augen betrachtet, weil er in ihm den künftigen Gegner zu sehen glaubt?

Denken wir an Rymwegen und St. Germain! Wer hatte in dem Kriege mit Frankreich das Beste geleistet? Wer war auf dem Plan erschienen, um das zu Boden geworfene Holland wieder aufzurichten, als sich sonst noch nirgends eine Hand zur Abwehr der französischen Übergriffe regte? Wer hatte den Ruhm der deutschen Waffen gewahrt und gemehrt und der Welt gezeigt, was ein kräftiger Entschluß, ein stählerner Wille vermag? Wer anders als der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm III.? Und was war sein Lohn? Holland kümmerte sich nicht mehr um den edelmütigen Beschützer, jetzt da es keines Schutzes mehr bedurfte; der Kaiser eilte, sich die Hände frei zu machen, damit er sich gegen die aufständischen Ungarn kehren könne; dazu sah er in einem starken Brandenburg eine Gefahr für Österreichs Übermacht in Deutschland. So stand Friedrich Wilhelm allein und verlassen da und mußte blutenden Herzens einen Frieden unterzeichnen, worin er alles herausgab, was er mit seinem guten Schwert erobert hatte.

Und wie ging es im nächsten Kriege beim Abschluß des Friedens von Ryswik? England kümmerte sich nicht um die festländischen Angelegenheiten, Holland war zufrieden, für sich einen günstigen Handelsvertrag zu erhalten, und so mußte Deutschland, das nicht etwa nur um die eigne Sicherheit mit den französischen Heeren gekämpft, nein, das auch übers Meer hinüber seine tapfern Krieger geschickt hatte, um Wilhelm von Oranien auf den englischen Thron zu setzen und Irland ihm zu Füßen zu legen — Deutschland mußte Straßburg, den Schlüssel seines Hauses, in den Händen der Franzosen lassen.

Und nun noch das schlagendste Beispiel: der Pariser Friede des Jahres 1814. Deutschland, das arme, mit Füßen getretene, aus tausend Wunden blutende Deutschland, hatte in einem Heldenkampfe ohne gleichen die Ketten gebrochen, in die der französische Kaiser das ganze westliche Europa geschlagen hatte; mit russischer und englischer Hilfe allerdings; aber so gewiß Preußen ohne Ruß-

land nicht losgeschlagen hätte, so gewiß wären die Russen ohne die Preußen nicht nach Frankreich gekommen. Kostete es doch gleich anfangs unsägliche Mühe, den Widerstand der stockrussischen Partei zu überwinden, die sich auf keinen Krieg in Deutschland einlassen, sondern nur die eignen Grenzen verteidigen wollte. Und so tapfer auch im Verlaufe des Krieges die Russen gefochten haben, das ist unleugbar, daß die eigentlichen Sieger über Napoleon Blücher und Gneisenau gewesen sind, daß sie den zweiundzwanzigjährigen Ringkampf mit Frankreich zum glücklichen Ende geführt haben. Was wäre nun natürlicher gewesen, als daß Deutschland sich schadlos gehalten hätte für die unermesslichen Verluste der letzten Jahrzehnte, daß es von den Räubern Ersatz gefordert hätte für alle die Brandschätzungen und Kriegssteuern, die Plünderungen und Erpressungen, wodurch sie das Mark des Landes ausgefogen hatten, daß es sich eine feste Grenze gezogen hätte zum Schutz gegen neue Einfälle des lüsternten Nachbarn, daß es dem niedergeworfenen Gegner die schönen, reichgesegneten Lande, die er durch List und Gewalt, im offenen Kampf und durch schändliche Rechtsverdrehung an sich gebracht hatte, endlich wieder aus den Händen gerissen hätte? Statt dessen wurde den Franzosen nicht nur alles das gelassen, was sie vor dem Ausbruch des ersten Koalitionskrieges, vor dem Jahre 1792, besessen hatten, das Elsaß mit eingeschlossen; es wurde nicht nur keine Entschädigung für die Kriegskosten verlangt, keine Abrechnung über die ausstehenden Forderungen angestellt, wodurch Preußen 170 Millionen Franken verlor, Vorschüsse vom russischen Feldzuge her; man ließ nicht nur die Schätze der Kunst und Wissenschaft, die von den Franzosen nach Paris geschleppt worden waren, mit wenigen Ausnahmen in den Händen der Räuber, sondern man gab ihnen zu besserer Abrundung der Grenzen, wie es hieß, noch Landstriche von zusammen 150 Quadratmeilen zum Geschenk, dabei eine Stadt wie Saarbrücken, dessen Bewohner mit jeder Faser ihres Herzens an Deutschland hingen und sich bittend und flehend, weinend und jammernd den Lenkern der europäischen Geschichte zu Füßen warfen, um nicht wieder den Franzosen ausgeliefert zu werden, unter deren Mißhandlungen sie unsäglich gelitten hatten. Es ist bekannt, mit welcher leidenschaftlichen Hitze damals der alte Blücher gegen die Diplomaten und Federfuchser gewütet hat, die verloren hätten, was der Soldat mit seinem Blut erworben hatte. Man kann in der That nicht daran zweifeln, daß Hardenberg, der preußische Staatsmann, bei größerer Entschlossenheit und Zähigkeit in dem und jenem Punkte wohl ein günstigeres Ergebnis hätte durchsetzen können. Aber doch nur in einzelnen Punkten; im großen und ganzen genommen war der jämmerliche Friede nicht seine Schuld, sondern die natürliche Frucht der Koalition. Was wollte das kleine Preußen machen, wenn Rußland und England zusammenhielten und schließlich auch Oesterreich auf ihre Seite herüberzogen? In diesem Kreise aber wurde die Lösung ausgegeben: Frankreich darf nicht zu sehr ge-

schwächt werden. Es sei nicht edelmütig, meinte der schwärmerische und dabei so schlau berechnende Kaiser Alexander, den besiegten Gegner allzu tief zu demütigen. Ganz schön, Edelmut ist eine Tugend; aber hier wurde sie nicht mit aufopfernder Selbstverleugnung, sondern auf Kosten des Freundes geübt. Es sei nicht klug, hieß es weiter, dem zurückgeführten bourbonischen König seine an sich schwierige Stellung noch weiter zu erschweren. Nun, wie wirksam durch diese zarte Rücksicht die Ruhe Frankreichs und Europas gesichert war, das zeigte sich gleich im nächsten Jahre, als Napoleon von Elba zurückkehrte und der Krieg aufs neue begann. Viel gewichtiger als die Großmut des Siegers, als die Rücksicht auf den Besiegten fiel ein anderer Gedanke in die Waagschale, die Eifersucht auf das verbündete Deutschland. Der Krieg des letzten Jahres hatte deutlich gezeigt, was der Riese vermochte, wenn er einmal aus seinem Schlaf erwachte und sich zum vollen Gefühle seiner Kraft erhob. Dem sollte bei Zeiten vorgebeugt werden. Man durfte Deutschland nicht zu stark werden lassen, damit es nicht dereinst Rußland und England störend in den Weg treten könne. Darum wurde es von den eignen Verbündeten um den wohlverdienten Siegespreis betrogen.

Wenn das Jahr 1870 gut gemacht hat, was 1814 und im wesentlichen auch 1815 versäumt worden ist, so war das nur deshalb möglich, weil der jüngste Krieg eben kein Koalitionskrieg war, sondern von Deutschland auf eigene Hand und ohne jede fremde Hilfe geführt worden ist.

Wir sehen, wie den Koalitionskrieg die Schwäche, die ihm von Natur anhaftet, vom ersten Augenblicke des Entschlusses zum Kriege bis zur letzten Stunde der Friedensverhandlung begleitet. Ja noch darüber hinaus. Denn oft genug ist auch die Geschichte des Krieges durch die Eifersucht der Verbündeten gefälscht worden. Daß nach einer gemeinsam verlorenen Schlacht wie der bei Austerlitz jeder Beteiligte dem andern die Schuld zuschiebt, ist menschlich und wohl begreiflich. Aber mehr als einmal ist auch schon der umgekehrte Fall vorgekommen, daß nach einem gemeinsamen Siege der wirkliche Sieger in den Hintergrund geschoben worden ist. So hat Bernadotte, von dessen widerwillig errungenen Erfolgen im Befreiungskriege wir schon gesprochen haben, die Ehre des Sieges jedesmal für sich in Anspruch genommen, das Verdienst der preussischen Generale, die ohne ihn, ja gegen ihn den Kampf erzwungen, die Schlacht geschlagen, den Sieg erfochten hatten, verkleinert oder verschwiegen, und lange genug hat es gedauert, bis der wahre Sachverhalt ans Licht kam.

Wer war der Sieger von Belle-Alliance? Ohne Frage hat Wellington den Ruhm des größten Meisters der Verteidigung auch hier glänzend bewährt. Aber hätte nicht Blücher sein zwei Tage vorher bei Ligny geschlagenes Heer unglaublich rasch zum neuen Kampfe gesammelt, hätte nicht Gneisenau der Versuchung widerstanden, am Abend der verlorenen Schlacht das preussische

Heer durch den Rückzug nach der deutschen Grenze in Sicherheit zu bringen, hätte er nicht statt dessen vielmehr auf jede Gefahr hin die Verbindung mit Wellington aufrecht erhalten, hätte nicht der alte Marschall Vorwärts trotz der Ermattung seiner Leute, trotz der eignen Verwundung, trotz der Grundlosigkeit der Wege sein Wort gelöst und sich rechtzeitig auf dem Schlachtfeld eingefunden, so wäre Wellington bei aller Tapferkeit seiner Soldaten verloren gewesen. Trotzdem war der englische Feldherr unedel genug, die Ehre des Sieges allein für sich und England in Anspruch zu nehmen, sodaß noch zwei- undzwanzig Jahre nach der Schlacht der preußische General Grolman zur Feder greifen mußte, um den Anteil der Preußen ins rechte Licht zu setzen.

Das sind die Schattenseiten des Koalitionskrieges. Was folgt daraus? Etwa daß das Bündnis, mit dem die Staatskunst des Fürsten Bismarck uns beschenkt hat, keinen Wert habe? Gewiß nicht. Denn fürs erste: es ist ja nicht zum gemeinsamen Angriff geschlossen, sondern zur gemeinsamen Aufrechterhaltung des Friedens. Diese Aufgabe hat es bisher gelöst und wird sie, hoffen wir, auch künftig lösen, wie einst 1668 die „Tripelallianz“ zwischen Holland, England und Schweden den Ausbruch eines europäischen Krieges verhindert und Ludwig dem Vierzehnten in seinem Eroberungslaufe Halt geboten, wie einst durch die „Quadrupelallianz“ des Jahres 1718 Kaiser Karl VI. im Bunde mit England, Holland und Frankreich das kriegslustige Spanien zur Ruhe verwiesen hat.

Fürs zweite: im Fall eines Krieges würden unter den Schäden einer Koalition unsre Gegner sicherlich viel mehr zu leiden haben als wir; denn nichts ist unberechenbarer als die Launen einer entfesselten Masse und — eines unumschränkten Selbstherrschers.

Aber das geht aus den Erfahrungen aller Koalitionskriege hervor, daß Deutschland durch das Vertrauen auf die Hilfe seiner Verbündeten sich nicht in falsche Sicherheit einwiegen lassen darf, daß es seinen Schutz und seine Stärke in erster Linie in sich selbst suchen muß.



Neue Radirungen.



er Aufschwung, der sich in neuester Zeit auf den meisten Gebieten der technischen Künste bemerkbar macht, äußert sich, ebenso wie im Kunstgewerbe, so in erfreulichster Weise auch in der zunehmenden Fähigkeit zur Herstellung künstlerisch hervorragender Werke der Kupferradirung. Diese ehemals in so wunderbarer Blüte stehende, dann mehr und mehr vernachlässigte Technik ist heutzutage wieder zu verdienten Ehren gelangt. Seitdem sich die Aufmerksamkeit und